Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1913)

Artikel: Anmerkungen zu Büchern
Autor: Korrodi, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749603

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

DAS HERMANN BAHR-BUCH
GERHART HAUPTMANNS FESTSPIEL

Geist kann nicht bezahlt werden, darum kostet das dreihundert Seiten lang geistreich ausdauernde Hermann Bahr-Buch nur eine Mark. Alle die vielen Hermann Bahr, die doch nur einer sind, sprechen und widersprechen sich da über die großen und kleinen Bagatellen des Lebens. „Sage mir Graf Orindur, woher dieser Zwiespalt der Natur?“ Nämlich in diesem Hermann Bahr, der die „Königlich-Kaiserliche Post- und Telegraphendirektion für Österreich“ eines Essays würdigt und doch noch Zeit findet als ein Europäer großen Stils zu behaupten: „Es wird heute zwischen Wolga und Loire, von der Themse zum Guadalquivir nichts empfunden, das ich nicht verstehen, teilen und gestalten könnte; die europäische Seele hat keine Geheimnisse vor mir.“ Als Österreicher grollt und schmollt er — natürlich „unter dem Strich“ über das pensionierte Gewissen seines Vaterlandes. Von Wien plaudert er aus, es verzeihe alles, nur eines nicht: die geistige Größe. Da Bahrsche Feuilletons doch noch keine Dynamitpatronen auf dem Frühstücksteller eines Wieners legen, ist der Wiener und ganz Wien boshaft genug, grade Hermann Bahr — also einer Größe — zu verzeihen, und schmunzelnd wird er gefragt: Lieber Raunzer, warum klebten Beethoven, Schubert, Grillparzer, ja Hebbel an Wien — der Apfelstrudel wegen?

Übrigens in der Liebe zum Theater überwienert der Salzburger Bahr alle Wiener. Sein Lächeln, sein Witz, sein Ärger, seine Feder, seine Arbeit, seine Sehnsucht, sein Zweifel dichten und denken ja für die Abendstunden zwischen Acht und Elf, in denen der Vorhang vor dem sublimierteren Leben aufrollt. Ein echt Bahrsches Paradoxon: Er nimmt das Theater ebenso ernst, wie er es selber leicht bedient. Er hat den Dialog aus seiner Erdenschwere befreit und mit seiner nonchalanten Art Schule gemacht. F. Salten, R. Auerheimer, A. Schnitzler wissen, woher ihr eigener quecksilberner Dialog kommt. Von Bahr, oder von Paris, wo dieser zuerst seine Sätze gleichsam parfümierte, bis er lernte in einem Satz einen Aufsatz schreiben. In Paris kleidet sich der Stockösterreicher in den Europäer um, der fortan den ganzen Kontinent bewohnt, bald Paris, London, Berlin, Rom, Athen, Petersburg und natürlich Wien. Dadurch befähigt, großzügige Parallelen zu ziehen, wachsen seine an keinen Meridian gebundenen Interessen ins Riesengroße. Überall entdeckt er in der Kunst jungfräuliche Erde. Er ist dabei, wenn man den Geburtstag des Naturalismus feiert, er ist dabei, wenn man ihn als „einen Zwischenakt“ erledigt; wenn heute ein resolutes Talent seine Fühler ausstreckt, so ist morgen Hermann Bahr schon sein Impresario; wenn er auf unsere deutsche Zunge kaum den Namen Bernhard Shaw gelegt hat, ist auf seinen Lippen Galsworthi schon heimisch geworden. Darf man seinen Göttern glauben? Entdeckte er wirklich die Crème der Literatur? Aber wirklich, Hermann Bahr hat uns seit Jahrzehnten immer in die beste Gesellschaft geführt, wenn anders uns die von ihm gepriesenen Maeterlinck, Barbey d'Aurevilly (dessen Georges Brummel jeder lesen sollte), Maurice Barrès wertvoller sind . . . sagen wir, als François Coppée und Paul Bourget, der Ältere. Aus dem elastischen Charakter des Österreichers hat Bahr einen Funken Genie geschlagen. Mit

gertenschlanker Geschmeidigkeit fühlt er sich in seine Zeitgenossen ein, unterliegt großen Eindrücken in so nervenzarter Weise, dass auch wir unterliegen. Man hat Bahr vorgeworfen, er wechsle jedes Jahr seine Überzeugung — oft auch zweimal. Das Bahr-Buch lehrt uns sein Bekenntnis ethischen Impressionismus: Charakter hat, wer Gesinnungen revidiert. Durch solche Revisionen hat Bahr — ein besserer literarischer Talleyrand — sich aus der Jugend von gestern immer wieder in die Jugend von heute balanciert. Für diese fröhliche Kunst dürfte man dem Fünfziger fast gratulieren, wenn man es nicht lieber unterlassen sollte, weil er wie das Hofrätchen Negrelli im „Krampus" sich entrüsten könnte: „Es ist eine große Gemeinheit, seinen Mitmenschen stets daran zu erinnern, dass er weniger jung wird." —

* * *

Gerhart Hauptmanns Festspiel zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege! — Pfui Deibel! sagte der hohle Philisterdarm, dem's nicht ans Herz ging, denn „brennt man den Hammel an der Stirn, bleibt unbewegt sein dumpfes Hirn" (sagte schon vor dem Philister ein Gerhart Hauptmann). Hm! hm! pipsten die kritischen Leisetreter, die den Daumen nicht auf die Schwächen zu drücken wagten. „Hosianna!" der Kometenschweif von Hauptmanns blinden Freunden. Und einige wenige zuckten die Achseln. Soso, lala! Man sollte das Festspiel lesen, wäre es bloß, um den Goetheschen „Epimenides" noch herzlich schlechter zu finden, über den die Goethephilologie soviel schwindelt. Aber man würde zweckvoll vergleichen, dass beide Dichter zwar auf die Heringsware landesüblicher Begeisterung feierlich verzichteten, aber dafür nichts besseres gaben als die mythologische Rumpelkammer. Goethe wünschte damals alle Wunder der Regietechnik; die Blößen zu Hauptmanns Werk hat Reinhardt (wie der barmherzige St. Martin mit seinem Mantel), mit der Pracht seiner Vorhänge und seinen ehrlichen und listigen Künsten verdeckt. Goethe und Hauptmann! . . . Oh, ich will dem Dissertationsthema von 1920 nicht vorgreifen. Sicher ist, dass Hauptmann mit dem Rücken gegens Publikum schrieb, dass keine Genieblitze ihn umzuckten, als er vielleicht in einem englischen Klubsessel an Hans Sachs dachte und Knittelverse schrieb, an Goethe dachte und den Theaterdirektor ins Festspiel schmiss, und wieder an Goethe dachte und mit Allegorien dem Volk Steine statt Brot gab. Aber an die Riesenhalle in Breslau dachte er nicht, der man die Weltgeschichte mit den Puppen an Drähten nicht erklären soll; denn ein Festspiel ist immer patriotisch zugeschnittene Geschichtstunde, in der man das Beste, was man weiß, den Buben (und ihren Vätern und Müttern) doch nicht sagen darf. Hauptmanns ironische Geschichtsphilosophie durchfröstelt allerdings das patriotische Normalherz. Aber der winzige Puppenkram und die dressierten Riesenmassen, die sich über die Bühne wälzen, ergeben Kontraste. Ich werde den Gedanken nicht los, dass der böse Dämon Gerhart Hauptmanns in diesem Festspiel — Max Reinhardt hieß, dass die Massenszenen gleichsam in Regiepläne hineingedichtet werden mussten, dass Hauptmann hie und da geradezu von einem Einfall dispensiert wurde, damit optische und akustische Einfälle der Regiekunst textlich und gedanklich nicht gehemmt wurden. Vom „Mirakel" her kennt man den großen mystischen Dämmereindruck des Riesen-Domes. Im Festspiel

wallt wieder ein feierlicher Zug in den Dom. Das Wort kann mit diesem Schaugepränge nicht konkurrieren. Der eigentliche Zweck der Revue aber ist erreicht. So tauchen auch die Helden und Dreiviertelsheroen nur zu flüchtiger Apparition auf und ducken sich wieder unter die Rampe — jedweder Tat frei. Nur Napoleon! Der drängt sich schon als zwölfjähriger Knabe vor, einen Kreisel herrisch regierend. Der dröhnt und hämmert Worte, strotzt in Machtgebärden, wächst eben aus dem Zwergformat in das Maß des Zeus von Otrikoli. Zeus-Napoleon in der Glorie, ihm zu Füßen der deutsche Adler! Nein, deutsche Kriegervereine können nie begreifen, dass ein Dichter die Größe der Nation ehrt, wenn er ihres Gegners Größe nicht schmälert. Es ist gewiss, dass Hauptmann den Korsen sozusagen mit Ausschluss der Öffentlichkeit — ganz für sich geschildert hat. Ich lege den Finger auf den hübschen Gedanken des Philistiades, der, von der zerbrochenen Heldenpuppe Napoleon sprechend, aus seinem Rucksack ein Schiffsmodell nimmt:

Hier halt ich ein Schiffchen, heißt Bellerophon!
Klopft man daran, gibt's einen Schmerzenston.
Es trägt den großen Napoleon,
Als Gefangenen des mächtigen Albion.
Es hält den Kurs in die große Leere,
Nach dem ödesten Felsen im öden Südmeere.
Und was da pulst gegen seine Wanten,
Das ist das Herz, das wir alle kannten.
Und der furchtbare Wille, dem nichts widerstand,
Liegt jetzt zerbrochen hinter der Schiffswand.
Und sicher wird Meile um Meile gemessen.
Sie schlepten ihn fort in das große Vergessen,
Wo sich auch der zäheste Wille
Nutzlos zermartert in der unendlichen Stille. —

Napoleon hat in diesem Festspiel ideell eine Schlacht gewonnen, indem alle andern Größen vor ihm zusammenschrumpfen. Gewiss nicht festspielmäßig war denn Hauptmanns Einführung des Philosophen Hegel, der recht hegelisch knittelverst:

Ihr saht diesen Mann (Napoleon): einerlei, wie er heißt!
Ich sehe in ihm den Weltgeist,
In ihm ist die Weltseele inkarniert,
Die Göttin Vernunft, die sich manifestiert.
Ich darf es sagen aus Überzeugung,
Mit demütig-stolzer Nackenbeugung:
Meine Geschichtsphilosophie
Ward durch ihn zur Prophetie!

Und wieder nicht festspielmäßig führt sich der eitle Professor Fichte ein:

Ich bin gewiss, ihr vernahmet schon
Von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation.

Aber auch nicht bühnenwirksam; denn es gibt einen Fichte, der, unter die Trommeln französischer Truppen, vor Deutschlands Zukunft und sogar vor französischen Spionen die Warheit sagte in einem Stil, der — nach Jean Pauls Wort — Federn aus Luthers Flügeln trug. Gewiss redet auch Hauptmanns Fichte nicht wie einer, der sich vom Korsen die Zunge ausschneiden und das Rückgrat brechen ließ; aber durch die ironische Einführung hat Hauptmann dem Sohne der von ihm doch sonst so geliebten Weber aus der Lausitz nicht einmal die captatio benevolentiae gegönnt. Dass aber

Hauptmann alle Sättel der Sprache reitet und reiten kann, ja sogar den des Abraham zu St. Clara, kann der kotzengrobe Turnvater Jahn, Gebhart Leberecht Blücher, oder sogar Freiherr von Stein beweisen, der den neudeutschen Nationalstaat einen Salat nennt:

Ja ein Salat, da habt ihr recht,
Ist heut das Land der deutschen Stämme.
Der Nation bekommt er schlecht.
Besonders die gallischen Hahnenkämme.
Hole der Teufel die Herren Köche,
Die uns zerhacken und zerreißen,
Damit uns die Fremden besser zerbeißen,
Die uns zermörsern in unserer Schwäche.
Hole der Teufel die Lakaien,
Die uns servieren den Fressern, den zweien.
Sie können die größten Bissen vertragen,
Der gallische und der russische Magen.
Sie verdauen uns wie einen Sperling
Oder wie der Engländer seinen Weltplumpudding.
Denkt euch doch Frankreich so frikassiert
Und England so kreuz und quer tranchiert.
Eine schöne Statue so zerschlagen,
Dass jeder Steinklopfer sein Stück kann davontragen.
Soll Deutschland widerstehen der Zeit,
Braucht's außen und innen Unteilbarkeit.

Dieser wackeren Sprache fehlt in Hauptmanns Werk — nur die Tat. „Deutschland — dein Name ist Hamlet", kann man zu diesem Festspiel sagen. Wohl hörte man die Schlägel einen bravourösen Trommelwirbel schlagen, hörte Rapiere, Säbel, sah flimmernde Bajonette, sah ohn' Erbleichen die Guillotine, den Strohpopanz des deutschen Adlers, aber die Esse, in der ein Hammer auf dem Amboss funkenstiebend die deutsche Freiheit hämmerte, den sah keiner. Man kann Magnesiumlicht kommandieren, aber nicht vaterländische Genieblitze. — So ist es denn gekommen wie es wohl musste. Wer seinen Patriotismus in Festhallen füttert und päppelt, hat seine Enttäuschung bezahlt; wer mit einer durchaus nicht geschuhriegelten Phantasie Bühnenwerke in seinen eigenen Wänden geistigerweise inszeniert, wird sogar an dem verlästerten Festspiel eine Freude, aber nicht eine ungemischte, erleben, — kein Festspiel zwar — aber ein *Kammerspiel!* So hat sich Gerhart Hauptmann vielleicht nur im Raum vergriffen, der ihn nicht begriffen.

ZÜRICH E. KORRODI

□□□

DILETTANTEN, KÜNSTLER UND RADAUBRÜDER

Das Deutsche Theater schlief mit zwei überflüssigen Premièren in die Ferien. „Der Bund der Schwachen" von dem russisch-jiddischen Dichter Schalom Asch ist eine sentimental-kitschige Familienblatt-Ballade, „Kaiserliche Hoheit" von der holländischen Dichterin J. A. Simons-Mees ein stumpfes Provinzlustspiel. Diese Seichtheiten wurden durch ihre eigene Wertlosigkeit erledigt. Dagegen florieren die Naturtheater. Herr Axel Delmar, ein Patriot und Dilettant, beunruhigt schon das zweite Jahr die Umgebung von Potsdam, Er feiert die Freiheitskriege mit Szenen, die er „Marschall Vorwärts" nennt.